Nr. 426. 40. Jahrgang. Abend-Ausgabe. Dienstag, 22. August 1911

# Berliner Tageblatt und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

## Die Stichwahltaktik der Linken.

Es ist unter allen Umständen zu begrüßen, daß sich die Parteien der Linken nicht bloß im allgemeinen auf den Entscheidungskampf vorbereiten, den die kommenden Reichstagswahlen bringen müssen, sondern daß sie auch die taktischen Voraussetzungen für einen Sieg über den blauschwarzen Block einer möglichst eingehenden Prüfung zu unterziehen versuchen. Daß dazu auch die richtige Stichwahltaktik gerechnet werden muß, kann nicht wohl bezweifelt werden. Das Institut der Stichwahlen in seiner heutigen Form bildet vielleicht die schwächste Seite des Reichstagswahlrechts; daß immer wieder Versuche und Vorschläge zu seiner Ausschaltung gemacht werden, ist begreiflich genug; aber es besteht nun einmal, es wird auch bis zu den nächsten Wahlen nicht abgeschafft werden, und so muß man mit ihm als mit einer gegebenen Tatsache rechnen. Deshalb ist die Frage, wie sich die Parteien der Linken bei den kommenden Reichstagswahlen verhalten sollen, um einmal schon in der Hauptwahl einem möglichst großen Teil der oppositionellen Kandidaten zum Siege zu verhelfen, und um weiter bei den nicht zu vermeidenden Stichwahlen für die Parteien der Linken eine möglichst günstige Position zu schaffen, allerdings von der größten praktischen Bedeutung.

In der neuesten Nummer der „Sozialistischen Monatshefte" beschäftigt sich Martin Hirschfeld mit den sogenannten „falschen Stichwahlen". Er fragt besonders, inwieweit die bisherige Wahltaktik der Sozialdemokratie, die bekanntlich in jedem der 397 Wahlkreise eigene Kandidaten aufzustellen bemüht ist, das Wahlresultat in einem für die Opposition ungünstigen Sinne beeinflussen könne. Herrn Bebel ist es, wie man weiß, lieber, wenn die Sozialdemokratie vier Millionen Stimmen und fünfzig Mandate erhält, als wenn sie es auf hundert Mandate bringt, aber nur drei Millionen sozialdemokratische Stimmen verzeichnen kann. Genau besehen, wagt auch Herr Hirschfeld dieser Auffassung nicht mit der gebotenen Entschiedenheit entgegenzutreten. Er kommt wenigstens auf Grund statistischer Untersuchungen über die Stichwahlmöglichkeiten zu dem Ergebnis, daß alles in allem zehn Kreise in Betracht kämen, in denen möglichenfalls, wenn auch keineswegs wahrscheinlicherweise, die Reaktion durch eine Ausschaltung der Sozialdemokratie in der Stichwahl leichter geworfen werden könnte, als wenn diese in die Stichwahl gelangt. In Wirklichkeit meint der Verfasser, daß bestenfalls vier bis fünf Kreise auf diese Weise der Reaktion entrissen werden könnten.

Das wäre allerdings nicht viel. Nur soll man auch ein derartig geringes Ergebnis nicht völlig als nebensächlich ansehen. Vier bis fünf Mandate, das bedeutet unter Umständen schon den Ausschlag der Wage nach der oppositionellen Seite. Hätte die Linke im jetzigen Reichstag bei der Abstimmung über die Nachlaßsteuer fünf Stimmen mehr, hätten die blauschwarzen Parteien fünf Stimmen weniger gehabt, dann wäre eben die Nachlaßsteuer angenommen worden und es wäre alles anders gekommen.

Indessen bestreiten wir ganz entschieden, daß sich eine größere Zurückhaltung der Sozialdemokratie bei dem Eingreifen in den Wahlkampf solcher Wahlkreise, in denen allein ein liberaler Kandidat Aussicht auf einen Erfolg haben kann, nur auf fünf Wahlkreise beschränkt. Man kann solche Fragen nicht ausschließlich nach den Ziffern der Statistik lösen. Vielmehr muß berücksichtigt werden, daß der Verzicht der Sozialdemokratiei auf die Aufstellung von Kandidaten in solchen Wahlkreisen, die damit dem entschiedenen Liberalismus erhalten bleiben könnten, auch eine ganz andere Stimmung der Wähler in den übrigen Kreisen hervorrufen muß. Wenn sich die liberalen Wähler eines Wahlkreises sagen müssen, daß die Sozialdemokraten auf die Aufstellung eines eigenen Kandidaten in einem Nachbarwahlkreise verzichtet haben, um die liberalen Wahlaussichten nicht zu verschlechtern, dann werden sie auch selbst viel eher geneigt sein, ihre Stimme für den sozialdemokratischen Kandidaten in die Wagschale zu werfen, falls dieser mit einem reaktionären Kandidaten in die Stichwahl gelangt. Wer solche Imponderabilien unterschätzt, der wird von den wirklichen Wahlresultaten sehr unangenehm überrascht werden, auch wenn er die Wahlstatistik auf seiner Seite hat.

Nimmt man die Dinge, wie sie sind, so findet man, daß bei den letzten Wahlen im Januar 1907 nicht weniger als 47 Wahlkreise in der Stichwahl von den blauschwarzen Parteien erobert worden sind, in denen die oppositionellen Parteien, also Liberale und Sozialdemokraten, bei den Hauptwahlen die Mehrheit hatten. Umgekehrt wird man nicht einen einzigen Fall nachweisen können, in dem Zentrum und Konservative mit ihrem Anhang unterlegen wären, wenn sie bereits in der Hauptwahl mehr als fünfzig Prozent der Stimmen auf sich vereinigt hatten. Das heißt doch nichts anderes, als daß die Opposition der Reaktion 47 Mandate geschenkt hat, ohne auch nur einen einzigen Kreis von der anderen Seite erhalten zu haben. Gewiß, daran, daß nun gleich in allen Fällen der frühere Fehler vermieden wird, ist nicht zu denken. Aber daß eine rechtzeitige Verständigung der oppositionellen Parteien in der Stichwahl gar keine Wirkung haben sollte, das wird man doch auch kaum behaupten wollen.

Nur darüber muß man sich im liberalen Lager klar sein, daß man nicht bloß der Sozialdemokratie die Pflicht zuschieben darf, die liberale Opposition zu unterstützen. Es bedeutet unter allen Umständen eine Rückständigkeit, wenn liberale Wähler nicht zu bewegen sind, einem sozialdemokratischen Kandidaten ihre Stimmen zu geben, sofern der blauschwarze Block nur durch die Wahl eines Sozialdemokraten zurückgeschlagen werden kann. Deshalb hat auch Herr Hirschfeld ganz recht, wenn er schreibt: „Das Wesentliche ist, daß eine allgemeine Stimmung erzeugt wird, die es als Notwendigkeit empfinden läßt, daß Liberalismus und Sozialdemokratie zusammenhalten. Dann können auch im Einzelfall wahltaktische Maßnahmen erwogen werden." Mit der Erörterung der „falschen Stichwahlen" wird das sehr umfassende Stichwahlproblem nur gestreift, nicht erschöpft. Ohne den entschiedenen Willen der liberalen Wähler, der herausfordernden Heydebrandparole den bestimmten Willen entgegenzusetzen, die Front unter allen Umständen gegen rechts zu nehmen, geht es nicht. Aber es würde eine dahingehende Verständigung ganz wesentlich erleichtern, wenn sich auch die sozialdemokratische Partei von aller Prinzipienreiterei fernhalten und lieber auf glänzende Wählerziffern verzichten wollte, sobald sie dafür eine Verstärkung der Linken im Reichstage eintauschen könnte.

## Russische Kritik am deutsch-russischen Vertrag.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

✕ **Petersburg**, 22. August.

Das Kadettenorgan „Rjetsch" erklärt heute, dem deutsch-russischen Abkommen sei der russische Handel in Persien zum Opfer gebracht worden. Das Abkommen sei als eine Deklaration zu betrachten, die Deutschland zu nichts verpflichte. (!) Algeciras und Marokko hätten Rußland in dieser Hinsicht als Warnung dienen sollen. Deutschland habe durch das Abkommen zwei Fliegen mit einem Schlage getötet, und zwar Rußland in eine für seine nationale Eigenliebe nicht sehr schmeichelhafte Lage gebracht, sich selbst aber aus einer peinlichen Lage geholfen, die bereits anfing lächerlich zu werden. Die russische „Börsenzeitung" hingegen meint, daß die praktischen Resultate des Abkommens über die Bagdadbahn in weiter Ferne liegen. Bis dahin aber dürften große Veränderungen sowohl in Persien als auch in der Türkei eingetreten sein. Das ganze Abkommen sei ein durchaus annehmbares Dokument, in dem die Verpflichtungen gleichmäßig verteilt sind.

## Die Forderungen der Pariser Marokkopresse.

### Das diplomatische Trio.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

**e. Paris**, 22. August.

Außer Herrn Jules Cambon sind auch Botschafter Paul Cambon aus London und Botschafter Barrère aus Rom in Paris eingetroffen. Alle drei haben gestern abend Konferenz mit dem Minister des Aeußeren de Selves abgehalten.

Jules Hedeman macht heute im „Matin" vom Rechte der Unverantwortlichkeit der französischen Journalisten reichlichen Gebrauch, indem er einigen Bluff treibt. „Wir haben das Recht zu sagen," schreibt er, „daß unser Land sich heute in einer privilegierten Lage befindet. Unsere Armee ist niemals in besserer Verfassung gewesen als zur gegenwärtigen Stunde, unsere Marine hat dank der wunderbaren Anstrengungen Delcassés enorme Fortschritte gemacht und beginnt wieder ihren Platz unter den Marinen der Weltmächte einzunehmen. Der moralische Zustand des französischen Volkes ist ausgezeichnet, und keine Macht der Welt besitzt ein Trio von Diplomaten, die eine so tiefe Kenntnis, eine so große Erfahrung haben wie Paul und Jules Cambon und Camille Barrère. Unter Vorsitz von Caillaux, dessen geistige und moralische Autorität von niemand bestritten wird, beginnen Herr de Selves und unsere Botschafter unsere Streitigkeit mit Deutschland zu studieren. Deutschland muß diesmal eine so präzise, so klar umschriebene Verpflichtung übernehmen, daß keine Diplomatie in Zukunft sie mehr bestreiten kann. Diesmal muß Deutschland — und die deutschen Staatsmänner müssen das begreifen, denn sonst würden sie uns für die Opfer, die sie von uns verlangen, nichts Neues geben — Deutschland muß ohne Umschweife, ohne Beschränkungen, ohne Hintergedanken erklären, daß Frankreich in Marokko tun kann, was ihm beliebt, daß es Marokko militärisch besetzen, sein Protektorat errichten kann, wenn es will, ohne daß die Deutschen jemals den Schatten eines Widerspruches erheben dürfen."

Abgesehen davon, daß das Recht der absoluten Verfügung Frankreichs über Marokko ja nicht von Deutschland allein abhängt, sondern Frankreich dazu auch die Genehmigung der anderen Mächte einholen muß, ist es vielleicht nützlich, darauf hinzuweisen, daß Frankreich, wenn es alle Rechte über Marokko erhält, auch alle Pflichten übernimmt; nicht nur die Pflicht, für Ruhe und Sicherheit auf den Straßen zu sorgen, sondern auch die Pflicht, die offene Tür für den Handel und für die wirtschaftlichen Interessen aller Nationen wirklich und ernstlich offen zu halten. Frankreich muß, wenn es die freie Verfügung über Marokko haben will, auch deutliche, klare und „von keiner Diplomatie zu bestreitende" Erklärungen abgeben, daß in Marokko sich nicht ähnliche Dinge ereignen, wie sie in Algier und Tunis passiert sind, wo die wirtschaftliche Ausbeutung der Eingeborenen des

## Kaiserfest im Prater.

Von [Nachdruck verboten.]

**Stefan Grossmann.**

Der Prater ist überfüllt. Merkwürdig ist, daß so viel Säuglinge zwei- und dreijährige Kinder in das Gedränge mitgenommen werden, offenbar besteht im Volk der Glaube, daß Kaiserfeste für Säuglinge ganz besonders nützlich sind. Ich sah um ein Uhr nachts tief unten im Wurstelprater vor jedem Ringelspiel eine oder mehrere arme Frauen, die ihren schlafenden Balg auf dem Arm trugen. Das grelle elektrische Licht traf den schlafenden grünen Würmern in die Augen, bis sie blinzelten, und das Trara und Bumbum des mit Tschinellen und Trommel verbundenen Werkels kreischte in die kleinwinzigen Kinderohren, bis sich die Säuglinge endlich entschlossen, bei der Musik mitzutun. Das große Wurstelpraterorchester ist nicht voll besetzt, wenn diese gezogenen Kindertöne fehlen. . . . Um halb zwei wurde ich von humanitär-pädagogischen Regungen überfallen. Ich wollte auf eine Frau, die mit einem blaß-schmalen Mädeel vor dem Ringelspiel der Riesengöttin Fortuna stand, zugehen, wollte ihr sagen: „Liebe Frau, es ist gewiß löblich, daß Sie das Geburtsfest unseres alten Kaisers so ausgiebig feiern, aber sehen Sie sich doch Ihr zweijähriges Töchterl an, es kann ja kaum mehr schauen, alles hängt an ihm schläfrig herunter, Arme, Beine, Lippen, ich glaube, sogar die Augen, lassen Sie das Kind den Schluß des Kaiserfestes im Bett verbringen."

Aber gerade in diesem Augenblick setzte sich die Riesengöttin Fortuna in Bewegung, sie hob den rechten Arm, da begannen die mit rotgrünen Glühlampen behängten Wagen vorwärtszueilen, sie hob den linken Arm, da fingen die mit Glöckchen behängten Paradepferde an zu laufen, und das mit Tschinellen und Trommel versehene Werkel begann zu toben. Die Damen auf den hoch- und niedergehenden Pferden schrien vor Lust, und die Luftigmacher in den hinsausenden Glühlampenwagen taten so, als stiegen sie mitten in der Fahrt aus. Da erhob sich ein allgemeines Luftgekreisch, nur momentelang durch schrille Pfiffe der armehebenden Glücksgöttin Fortuna zerrissen. Es wäre lächerliche Ideologie gewesen, der Zuschauerin mit dem kreischenden Wurm jetzt zum Schlafengehen zu raten. Sie hätte mich verständnislos und mitleidig, ja, direkt verachtungsvoll angeschaut. Ich hätte die Rolle eines popularisierten Gregers Werle gespielt, den alle wegen seiner sittlichen Forderung belachen. Ueberall in der Welt weiß ich nun gern als Gregers Werle gelten, nur in Wien nicht, und ganz besonders nicht im Wurstelprater . . . So steht die glotzende Mutter wohl jetzt noch mit ihrem Töchterchen vor der Riesengöttin Fortuna.

Die Teilnahme von sechs- und siebenjährigen Knaben am Kaiserfest kann ich schon besser verstehen. Sie haben da eine Mission: sie dürfen Lampions tragen! . . . Es gibt, glaube ich, auf Erden nichts, was sich mit dem Lustgefühl eines kleinen Buben vergleichen läßt, der einmal im Jahre eine beleuchtete grüne oder rote oder blaue Papierlampe vor sich hertragen darf. Bemitleidenswert, wer das nie durchgemacht! Ich kann nicht sagen, worin es liegt, daß das Lampionkragen in so gehobene Lebensstimmung versetzt. Vielleicht sind es die Schwierigkeiten, so ein dünnes, durchscheinendes, leicht zu zerknitterndes Papiergebilde mitten durch die wogende, sich stoßende, drängende Masse unversehrt zu bugsieren. Die kleine Kerze steht nicht sonderlich fest in dem leichten Gebilde, ein breiter Rücken, der roh an das Lampion anstößt, bringt die Kerze zum Umkippen, das farbige, so zart gewellte Papier zum Brennen . . . O, es gibt so rohe Patrone, selbst beim Kaiserfest, die mit plumper Schwere an die papierne Leuchtkugel eines kleinen Jungen stoßen und sie vernichten! Da entsteht dann ein wahrer Haß der behutsamen Sechsjährigen gegen die blinde Brutalität der Erwachsenen. Wenn dann so ein dicker, großer Mann, statt sich zu entschuldigen und pflichtgemäß ein neues Lampion anzuschaffen, gar noch ein rohes Gelächter ausstößt, während ein schnelles Flämmchen die dünne Papierhülle verzehrt, o, dann erwacht eine Bitterkeit in den Seelen der Siebenjährigen, dann wird es mit einem Mal dunkel um sie und dunkel in ihnen, und sie wünschen sich, so groß zu werden, wie der große Chinese oder die Riesengöttin Fortuna und diese ekelhaften großen Männer mit den Riesenhänden zu erfassen und sich an ihnen zu rächen . . . Doch das sind die ausnahmsweise tragischen Erlebnisse der Lampionträger. Die meisten Siebenjährigen können ihre leuchtende Papierkugel unversehrt durchs Gewühl lotsen, und ihre kleinen, rot oder grün beschienenen Gesichter leuchten glücklich . . .

Unedler sind die Vergnügungen der Dreizehnjährigen am Abend des Kaiserfestes. Sie halten sich mit Vorliebe auf der breiten Fahrstraße der Hauptallee auf, die sonst nur den Fiakern eingeräumt, heute aber vom Menschenstrom überschwemmt ist. Ganz selten fährt ein Wagen langsam, Schritt für Schritt, denn er kommt nicht vorwärts durch das Gewimmel. Da ist's nun das Hauptvergnügen der Dreizehnjährigen, spät abends, wenn die Dunkelheit über dem Prater liegt, plötzlich mitten im ärgsten Gedränge auf der Fahrstraße die Rufe der Fiaker zu imitieren. Plötzlich hört man knapp hinter sich rufen: „Höh . . . Höh . . . Huoh . . . Höh", und man glaubt schon das Getrappel wild einherjagender Fiaker hinter sich zu vernehmen. Angstvoll stiebt die Menge von der Fahrstraße weg. Aber weit und breit ist kein Wagen zu sehen, nur die Dreizehnjährigen gröhlen vor Vergnügen und rufen, fünfzig Schritt weiter, mit noch viel mehr Plötzlichkeit und mit scheinbar besorgter Kutscherstimme: „Höh . . . Höh . . . Huohöh . . ."

Die Vergnügungen der Erwachsenen sind noch weniger harmlos. Es läßt sich leider statistisch nicht nachweisen, welche Zusammenhänge zwischen dem Wiegenfest des Kaisers und anderen Wiegenfesten bestehen, aber diese Zusammenhänge bestehen zweifellos. Niemals ist die Grottenbahn im Prater so vollbesetzt wie am 18. August. Die Grottenbahn aber, das ist eine einzige Gelegenheit zum angeschmiegten Beieinanderstehen in dunkeln, schauderhaft romantisch beleuchteten, scheinbar unterirdischen Gängen. Die Soldaten, denen der Patriotismus so wohl ansteht, besehen die Grottenbahn. Wir Zivilisten müssen draußen vor dem geheimnisvollen, halbdunkeln Loch stehen, durch das der Grottenzug abfährt, und wir können bloß die jähen erschreckten und belustigten Schreie der Damen hören, die während der ach! so kurzen Fahrt durch dunkel-mysteriöse Gegenden horrende Dinge erleben müssen . . . Aber alle Züge sind vom Militarismus okkupiert! Nun, auch wir Zivilisten wollen das Kaiserfest genießen, und es würde sich, zur Vermeidung revolutionärer Stimmungen, empfehlen, eine Grottenbahn zur ausschließlichen Benutzung durch Zivilpersonen anzulegen.

## Der kluge Magen.

Von [Nachdruck verboten.]

**Dr. Walter Werner Lynkeus.**

Der Darm und Denken, der Magen und klug — sind das nicht Dinge, die nichts miteinander gemein haben? Aber es gibt ja mehr Dinge auf Erden, die merkwürdig erscheinen, und seltsame Fragen stellen kann man auch noch mehr. Wenn ich frage, wozu wir eigentlich einen Magen haben, bin ich sicher, daß man mir sagen wird, der Magen diene zur Verdauung! Wie aber, wenn ich erzähle, daß das ein Irrtum ist? Es ist noch gar nicht lange her, daß wir das wissen. Heute aber steht es fest, daß der Magen nur ein ganz klein wenig bei der Verdauung mithilft. So wenig, daß man ihn ohne Schaden für die Ernährung wegnehmen könnte. Er hat allerdings anderes zu tun, aber beim Verdauuen ist er nur Handlanger. Die Verdauung beginnt nämlich schon, wenn ich einen Bissen in den Mund schiebe.